

## **Predigt des Gottesdienstes vom 16. Mai 2021 in der Kirche Rohrbach; 5. Predigt der Predigtreihe: Gott als Vater? Der barmherzige Vater: eine Predigt für die Vaterlosen**

Text: Lukas 15, 11-32

Liebe Gemeinde,

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist – je nach dem, von welcher Warte aus man es erzählt – auch das Gleichnis vom verlorenen Vater. Denn der Sohn in der Geschichte kann sein Erbe nur ausgeben, indem er den Vater verlässt – ihn sozusagen für tot erklärt, um mit seinem Erbteil machen zu können, was er will.

Einer von zwei Söhnen sei es gewesen, steht im Lukasevangelium. Wir wissen nicht, was im Vorfeld zwischen den beiden schiefgelaufen ist. Der Schluss der Geschichte lässt aber erahnen, dass sie nicht die innigste Beziehung zueinander hatten. Irgendwann wird es dem Jüngeren zu viel. Er packt seine Koffer und geht. War er es leid, immer nur der Zweite zu sein im Kampf um Bestätigung und Anerkennung? Oder war ihm der Ältere ein abschreckendes Beispiel mit seiner Strebsamkeit und Unfreiheit, die am Schluss der Geschichte spürbar wird, wo er zum Vater sagt: *«So viele Jahre diene ich dir und habe nie ein Gebot von dir übertreten; und mir hast du nie einen Bock gegeben, damit ich mit meinen Freunden fröhlich wäre.»* – Wie gewinnt man das Leben? Wie verpasst man es? *«Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müssten mir seine Jünger aussehen!»,* lässt der deutsche Philosoph und Pfarrersohn Friedrich Nietzsche seinen *Zarathustra* sagen und verkündet in der Fortsetzung den Tod Gottes.

*«Vater gib mir den Teil des Vermögens, der mir zusteht!»* Mit dem Erbe dieses totgesagten Gottes in der Tasche, fängt der jüngere Sohn sein neues Leben an.

Das Vermögen habe er verschleudert – so steht es im Text – eigenmächtig und verantwortungslos. Wie einer, der keinen Vater mehr hat. Leichtfertig und autonom, wie einer, der sich von seiner Herkunft losgesagt hat.

Hatte er Freunde? Vielleicht. Man sucht sie sich ja, um nicht allein zu sein im Leben. Und im Gegensatz zur Familie sucht man sich die Freunde selbst aus .... Gleichgesinnte. Wer die Welt gleich sieht wie ich, ist mir sympathisch. Bei der Suche nach dem passenden Partner unterstützen uns heute sogar Computerprogramme. Sie vergleichen Daten, machen Vorschläge, die zu unserem Profil passen. Das Dumme ist nur, dass sie ihre Aufgabe zu gut erledigen. Wo zu vieles passt, genügen Kleinigkeiten, um die Übereinstimmung zu stören. Schon kleine Veränderungen in der persönlichen Entwicklung, bringen die Harmonie ins Wanken. Nein, wir haben keine bessere Beziehungskultur als frühere

Generationen – nur höhere Ansprüche aneinander und schnellere Enttäuschungen.

Vielleicht hatte der Mann in unserem Gleichnis Glück – eine Clique, die sich um ihn scharte und zu ihm hielt, die von Lebensgenuss und Freiheit sprach, wo der abwesende Vater von Verschleuderung und Genussucht geredet hätte. Vielleicht hatte er Mitspieler im grossen Abenteuer, das er «eigenes Leben» nannte. Wenn es Freunde gegeben hat, finden sie in der Geschichte jedenfalls keine Erwähnung, was auch schon genug sagt.

Und Frauen? Sie kommen nur indirekt vor. Am Schluss meint der ältere Sohn etwas von Dirnen zu wissen. Aber die Aussage ist natürlich nicht neutral und mit Vorsicht zu geniessen. Vielleicht waren es Frauen, die helfen wollten, den Mann retten wollten, ihm ins Gewissen redeten. Aber auch sie hatten keinen Erfolg. Menschen verändern sich selten durch gut gemeinte Unterstützung und moralische Appelle. Jedenfalls nicht dauerhaft. Meistens bewirkt der Angriff auf's Gewissen eher das Gegenteil: wir versuchen, uns herauszureden, rechtfertigen uns, lernen, mit einem schlechten Gewissen zu leben.

Lange Zeit kommen wir auch durch damit, haben wohl sogar Erfolg im Leben. Wer das göttliche Erbe verschachert, kann sich Dinge leisten, die sich frühere Generationen niemals geleistet hätten. Luxus und Freiheiten, Laster und Frechheiten. Und wenn wir zwischendurch an unsere geistliche Heimat denken, daran, wo wir eigentlich herkommen und hingehören, dann denken wir nie an den Vater. Diesen haben wir ja für tot erklärt. Wir denken an den älteren Bruder und sind froh, dass wir nicht sind wie er: fromm, brav, angepasst, ängstlich und unfrei. Eigentlich führen wir unser Leben ihm zum Trotz, und wenn wir schliesslich merken, dass Feindbilder allein nicht taugen zu einem tauglichen Leitbild, ist es oft schon zu spät.

*«Nachdem er aber alles durchgebracht hatte, kam eine gewaltige Hungersnot über jenes Land, und er fing an, Mangel zu leiden.»* ... Er fing an, Mangel zu leiden, steht da im Text. Wir wissen ja, wie das ist: Zuerst merken wir die Veränderungen kaum. Wir passen uns an neue Verhältnisse an, spielen Schwierigkeiten herunter. Wir reden nicht von Hungersnöten, sondern von Engpässen, nicht von Untergängen, sondern von Übergängen, nicht von Problemen, sondern von Herausforderungen, nicht von Anpassungsstress, sondern von Flexibilität. Wir reduzieren ein wenig den Konsum und überziehen gleichzeitig die Kreditkarte. Wir machen ernste Miene zum bösen Spiel und lenken uns gleichzeitig ab mit Comedy.

Denn wir wollen alles, nur das eine nicht. Wir wollen um keinen Preis zur Besinnung kommen und unser Leben grundsätzlich hinterfragen müssen. Täten wir es, müssten wir uns eingestehen, dass wir uns lange Zeit etwas vorgemacht haben und auf dem Holzweg sind. Ich kann nur immer

wieder staunen, wie unsäglich viele Möglichkeiten der Unterhaltung, der Ablenkung und der Zerstreuung wir uns in unserer Gesellschaft permanent erschaffen, ohne dass wir uns auch nur einmal fragen, weshalb wir das eigentlich tun.

Und hier, am Tiefpunkt der Geschichte, bei den Schweinen, kommt die Wende. Damit wir uns recht verstehen: Es geht hier nicht um eine zertifizierte Schweizer Schweinezucht. Für Juden, denen das Gleichnis damals erzählt wurde, gelten Schweine bis heute als unreine Tiere, sie zu hüten ist nach jüdischem Verständnis also etwa der Gipfel der Selbstverleugnung und Selbstentfremdung.

Und siehe da ... *«Da ging er in sich.»* Nach fünf Versen taucht der totglaubte Vater auf einmal wieder auf. Und die Erinnerung an ihn macht klar: er ist keineswegs tot, nur weil wir sein Erbe an uns genommen haben. Er ist auch nicht bankrott, nur weil wir es verprasst haben. Der Mensch am Tiefpunkt seines Lebens geht in sich und legt sich einen Satz zurecht, um aus seiner Misere herauszukommen: *«Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heissen; stelle mich wie einen deiner Tagelöhner.»* Dieser Satz, ob wir das jetzt glauben oder nicht, gehört zum Schwersten, was wir Menschen über die Lippen bringen. Das ist kein Witz.

Lieber reden wir unser Desaster schön, ringen um nicht-urteilende Formulierungen, verteidigen unser Scheitern als Ausdruck unseres ureigenen Lebensentwurfs. Dann vor zweihundert Jahren hat diese Gesellschaft beschlossen, alles, was kommen mag, als «Fortschritt» zu bezeichnen. Seither ist jede Umkehr zu den Werten und zum Glauben früherer Generationen ein Rückschritt.

Und wir? Wir predigen die Umkehr. Die Umkehr zum Vater. Weil er barmherzig ist und uns wieder bei sich aufnimmt, wenn wir kommen. Wir predigen die Umkehr zum Vater, obschon unsere Gesellschaft eine «vaterlose» geworden ist, wie der Psychoanalytiker und Schriftsteller Alexander Mitscherlich schon in den 1960-er Jahren vorausgesehen hat. Wir predigen die Umkehr zum Vater.

Wissen wir noch, was das ist – ein Vater? Dieses machtvolle Gegenüber mit seiner Mischung aus Autorität und Güte, Freiheit und Freiwilligkeit, Unabhängigkeit und Verbindlichkeit? Wenn wir das Evangelium von Jesus Christus predigen, werden wir diesen Vater wieder erkennen, und wenn das geschieht, werden wir wieder erfahren, wer wir eigentlich sind, und was unsere Aufgabe auf Erden ist.

Darum predigen wir das Gleichnis vom verlorenen Vater, wie Jesus es uns erzählt. Und wir werden es stets in zwei Richtungen predigen. Denn beide Söhne in all ihrer Unterschiedlichkeit haben nicht begriffen, wer Gott ist.

Der jüngere sieht als Besitz an, was ihm eigentlich zur Verwaltung anvertraut wäre, der ältere wagt nicht, die Freiheit zu ergreifen, zu der Gott

uns berufen hat. Der eine erklärt Gott für tot, der andere erklärt ihn für unbarmherzig, was nicht besser ist. Der eine will nicht sein wie der andere und beide sind nicht das, was sie sein könnten.

Aber Gott ist geduldig. Wenn wir uns auf den Weg machen zu ihm – egal, ob wir von äusseren oder inneren Unfreiheiten her kommen – beginnen sich die Dinge in unserem Leben zu ordnen, und wir finden allmählich den rechten Platz in seiner Geschichte. Denn Gott ist nicht tot. Wir aber sind es ohne ihn. Darum sind wir eingeladen, heimzukehren zu ihm: *Denn dieser mein Sohn/meine Tochter war tot und ist wieder lebendig geworden, er/sie war verloren und ist wiedergefunden worden.*

Amen. Fortsetzung folgt

*Pfr. Alex Kurz, Rohrbach*